

Herrn

Dr. Werner Wien

Berlin

Lieber Herr Dr. Wien, eben erhielt ich das Merkbuch des Studentenringes Berlin mit der Ankündigung meines Vortrags, in der auch mein nächster Roman erwähnt wird, über den ich mit Ihnen sprach. Wahrscheinlich haben also Sie die Zeilen geschrieben. Herzlichsten Dank für die freundlichen Worte!

Darf ich Sie dabei auf etwas aufmerksam machen? Wir Auslandsdeutschen sind Missdeutungen in unserer Heimat oft ausgesetzt, Gegner des Deutschtums wollen nicht begreifen, dass wir als Schicksalsminderheit, die für einen Anschluss an Deutschland viel zu entfernt lebt, gute Staatsbürger unserer Länder sind, schon weil dies die Voraussetzung für die Erhaltung unseres Deutschtums ist. Bestimmte Personen und Zeitungen versuchen immer wieder, durch Missdeutung unserer Absichten, durch falsche Auslegung von Worten unsere Schädlichkeit zu erweisen und haben damit Deutschen und dem Deutschtum überhaupt oft sehr geschadet.

Aus einigen Ihrer Wendungen in der Vortragsankündigung könnten solche Leute die Fälschung machen, dass ich einem deutschen Imperialismus das Wort rede, was abgesehen davon, dass Deutschland selbst solche Pläne feierlich verwarf, für einen deutschen Bürger Rumäniens unsinnig wäre, der weiss, dass das Bestehen seines Volkstums hierzulande vom guten Verhältnis zum rumänischen Staate abhängt. Um solche Missdeutungen zu verhindern, könnte Ihre Bemerkung über meinen Glauben an die Idee des Reiches, in der ich im Zusammenhang mit Osteuropa einen dem ganzen Erdteil zugute kommenden geistigen Ordnungsgedanken gegenüber der kommunistischen Bedrohung sehe, in weiteren Ankündigungen meiner Vorträge deutlicher formuliert werden, etwa "Glauben an die kulturschützende Aufgabe des deutschen Volks".

Sie werden mich leichter verstehen, wenn ich Ihnen schildere, wie solche Missdeutungen von Worten, die aus Zeitungen oder

Herrmann

aufgegebelt werden, entstehen: Solche Leute sagen z.B.: Aha, da liest man es ja sogar in Deutschland, dass Siebenbürger Sachsen an die Idee des Reiches glauben. Nun haben wir den Beweis dafür, dass Deutschland böse Absichten hat und Ihr Auslandsdeutschen müsst vernichtet werden. Der Wahrheit, dass eine solche Auslegung unsinnig sei, wird man schwer Glauben verschaffen. Man will uns ja häufig nicht glauben, selbst wenn wir, was wohl ~~Überzeugung~~ genug ist, darauf hinweisen, dass gerade die Offenheit, mit der wir die seelischen volksdeutschen Zusammenhänge erörtern, ein Beweis dafür ist, dass sich nichts weiter dahinter verbirgt, denn wer aggressive Ziele verfolgt, wird sie doch nicht geschwätzig an die Glocke hängen.

Wenn Sie davon sprechen, ich begriffe Siebenbürgen als Verteidigungsstellung der "deutschen Herrenrasse" gegen das Aufkommen slawisch-magyarischer Völker, so fanden Sie diese irrtümliche Formulierung wohl in Erinnerung an meine Erzählungen über die gegen ungarische Adlige und Türken jahrhundertlang notwendig gewesene Verteidigung der deutschen Kultur in Siebenbürgen - nicht der "deutschen Herrenrasse"; einen solchen Ausdruck, europäischen Völkern gegenüber ohnehin schwer anwendbar und für sie kränkend, benützte ich nie, schon weil er in Siebenbürgen unzutreffend ist, wo die Deutschen, anders als im Baltenland, niemanden beherrscht haben, als früher sich selbst, und weil das Auslandsdeutschtum immer nur mit anderen Völkern zusammen und nicht gegen sie leben kann - darin liegt ja seine besondere Aufgabe. Im Mittelalter war Siebenbürgen Europas Schutzwall gegen die Türken. An dem Kampf nahmen auch Rumänen und Magyaren teil. Slawen aber? - ja, die gibt es in Siebenbürgen gar nicht. Da damals die Deutschen die einzigen städtischen Kulturträger waren, wurde durch sie Siebenbürgen auch zur kulturellen Verteidigungszone und ist als Ausgleichsland ost- u. westeuropäischer Lebenshaltung auch heute noch von kultureller Bedeutung, überdies, weil auch Deutsche darin wohnen, ein Vermittlungsgebiet deutscher Kultur, doch von einer hier laufenden Verteidigungsstellung des deutschen Volkes gegen Slawen und Magyaren kann nicht gesprochen werden. Dafür bildet aber das rumänische Volk in seinem ganzen Staatsgebiet, also ein- schließlich Siebenbürgens einen aus seinem romanischen Blut gegebenen

2. Blatt

Damm gegen diese beiden Rassen, vor allem gegen Osten eine wichtige europäische Bastei, in dieser Aufgabe von den Deutschen sehr wohl verstanden, dann die erschrecken weder von den Magyarern, noch vom Bolschewismus etwas. Was die Magyarern anbelangt, so konnten sie bis 1919 nicht begreifen, dass Österreich zerfallen muss, wenn einem der darin lebenden Völker Sonderrechte auf Kosten der anderen zugestanden werden. Dass die Magyarern 1867 solche Rechte erringen konnten - im Augenblick, wo Wien durch Königgrätz geschwächt war - führte schliesslich tatsächlich zum Zerfall, weil die Ungarn Deutsche, Rumänen und Slawen ihrer Reichshälfte unterdrückten. Die letzten 20 Jahre dieser Entwicklung, also 1900-1918, schildert mein Roman, indem er zeigt, dass gegen die natürlichen Lebensrechte keines einzigen bodenständigen Volkes geregelt werden kann, ohne einen Völkerstaat zu zerbrechen, der früher von Wien durch deutsche Menschen mit völkerverstehender Haltung geleitet werden konnte. Mein Roman ist also nicht eigentlich ein siebenbürgischer Volksroman, sondern ein Roman des Untergangs Österreichs bei Verlegung der Handlung, die aber nach Böhmen, Tirol und an die Weltkriegsfronten ausschweift, in die siebenbürgische Landschaft. Die Handlung wird getragen von der Kriegsgeneration und zwar nicht nur von der deutschen, sodass sich ein Lebensbild mehrerer Völker ergibt, die zusammenwohnen. Natürlich steht das deutsche Volkstum im Vordergrund, weil es, über den ganzen Staat verstreut die Unhaltbarkeit der Lage besonders deutlich spürte. Die jungen Deutschen des Buches wehren sich gegen die magyarischen Unterdrückungen nicht bloss ihrer wegen, sondern auch um der anderen Völker willen - sehr klar zeigt sich die tragische Lage der Rumänen - und unterstellen sich dann, als 1918 die neue Staatenkarte gezeichnet wird, auch der neuen Pflicht ihres Volkstums, das die vollen Tatsachen anerkennt, um sich selbst zu erhalten, wobei ihnen bewusst ist, dass Deutsches Volkstum, solange es sich nicht selbst aufgibt, immer eine geistige und auch eine wirtschaftliche Bedeutung und Aufgabe hat. Und so rücken die jungen siebenbürgischen Deutschen ins rumänische Heer ein

und marschieren mit gegen die Bolschewiken. Damit endet der Roman. Ein zweiter Band, der erst in Jahren erscheint, wird das weitere Schicksal der deutschen, rumänischen und ungarischen Haupthelden behandeln.

Ich erzähle Ihnen den Inhalt des Buches, weil ich annehme, dass Ihnen ein solcher Hinweis angenehm sein könnte, falls noch weitere Ankündigungen meiner Vorträge notwendig sein sollten, bei deren Abfassung ich Sie aber um Beachtung dessen bitte, dass bestimmte für Reichsdeutsche geltende Begriffe auf Auslandsdeutsche übertragen nicht immer zutreffen und sie der Möglichkeit aussetzen, von Übelwollenden ihrer Heimat missverstanden und geschädigt zu werden.

Aus der Ankündigung meines Berliner Vortrags ersehe ich, dass ich am 15. Mai sowohl über die deutsche Kultur in Siebenbürgen sprechen als auch aus meinen Werken lesen soll. Ich dachte bisher, es handele sich in Berlin um zwei Vortragsabende, einmal um den Vortrag über Siebenbürgen und dann um die Lesung. Da beides zusammenfällt, werde ich mich beim Vortrag kurz fassen, um möglichst viel Zeit zum Lesen zu haben, denn es ist wichtiger, dass ein Dichter seine Dichtungen vermittelt als Vorträge hält. Ich werde also einen Überblick über die deutsche Kulturarbeit in Siebenbürgen geben, dessen Geschichte kurz streifen, die Kulturbedeutung Deutschlands für Siebenbürgen zeigen und dann zu lesen beginnen. Ich wollte ursprünglich den ganzen Vortrag lesen, wie ich vor einiger Zeit an der Bukarester Universität über das gleiche Thema hielt. Nun muss er gekürzt werden.

Ich hoffe sehr, mit Ihnen in Berlin sprechen zu können. Da ich von hier schon am 6. oder 7. Mai abreise, ist es vielleicht nicht nötig, dass Sie mir noch antworten, denn der Brief erreicht mich eventuell nicht mehr. Umsomehr freue ich mich, Sie wiederzusehen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

i k g s

Lieber Herr Dr. Wien,

Weiß Gott, was in Bischoffs Gehirn damals vor sich ging! Ich entsinne mich, daß ich mit ihm bei Hans Grimms Lippoldsberger Tagen zum erstenmal beisammen war, anno 1937, daß wir uns sehr gut verstanden, daß ich ihn noch oft sah, in Berlin besuchte, und ich entsinne mich auch, wie ich einmal, als ich vom OKW dienstlich beim Promi zu tun hatte und dort jemand in drohender Weise abfällig über ihn reden hörte, sofort für ihn eintrat. Und im Jahr 1945 nach der Katastrophe begegnete ich Bischoff in der *Isarvinger*straße in München, er war innerlich völlig fertig und schüttete mir sein Herz aus, erzählte mir seine Ehemisère, alles Be-
weise für ein ebenso herzliches Verhältnis von ihm zu mir, wie ich es ihm gegenüber empfand. Ich sah in ihm einfach einen Kameraden, wozu ich aus gebotenem Anlaß hinzufügen muß, daß ich dies nicht militärisch auf-

fasse.

Freilich, als er mir dann einige Zeit später berichtete, auch das geschah in München, ein französischer General, dessen militärischer Charakter außer Zweifel steht, habe ihm zum Rundfunkintendanten bestimmt, da wurde mir trocken im Mund. Ich hätte mich im Besatzungselend von keinem fremden Sieger zu irgendetwas ernennen lassen. Er wirds mir am Gesicht abgelesen haben, was ich dachte. Gesagt hab ichs ihm nicht, denn mir stand immer noch seine jammervolle Verlassenheit in der *Ismaninger*straße vor den Augen, und ich wollte ihn schonen. Das war natürlich falsch. Wie staunte ich dann, als ich in Briefen von ihm einengeradezu krankhaften Haß gegen die Nazis spürte, so als wenn es neben den Nazis, die ihm nicht grün waren, nicht auch welche gegeben hätte, die ihn in Breslau wacker förderten. Briefe erhielt ich allerdings nach der Ablehnung meiner lustigen Geschichte keine mehr von ihm, und auf eine Anfrage, ob ich ihn besuchen könne - ich fuhr in seiner Gegend herum - wurde ich bloß ~~er~~ Antwort durch seine Sekretärin gewürdigt: der Herr Generalintendant ~~am~~ bedauere - er war nicht zu sprechen für mich, er war für mich verreist. Ich bin Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland und da komme ich manchmal mit Schlesiern zusammen und gelegentlich kommt das Gespräch auf Bischoff; man wundert sich über seinen posthumen Haß, denn man weiß, besser als ich, daß er in schlesischen Gauen einst hochgestellte Gönner hatte, genau so wie jenen französischen General ein paar Jahre später. Und als vor wenigen Wochen Bischoff päpstlicher als der Papst den Fernschender abschalten ließ, eine mehr militärische als human-demokratische Reaktion auf etwas, was ihm mißfiel, da sagte ich still vor mich hin: ja, wer hätte das gedacht!

Aber das, was mir Günther berichtete, das, nein, das hätte ich trotz allem nie gedacht. Was ich jetzt von Bischoff denke, brauche ich nicht auszusprechen. Ich rechne es Ihnen aber sehr hoch an, lieber Herr Wien, daß Sie mir verschwiegen haben, welche Folgen meine Geschichte für Sie heraufbeschworen hat. Ich habe früher manche ~~xx~~ angenehme Stunde mit Bischoff verlebt, ich hatte Sympathie für ihn, er hat mich enttäuscht und ich fühle seit langem keine Lust, ihn wiederzusehen, aber nun freue ich mich darauf, ihm zu begegnen. Ich werde mich darum nicht bemühen, aber die Welt ist klein, unvermutet prallt man aufeinander, und dann werde ich ihm sagen, wie er mit ihnen verfuhr, und darauf freue ich mich.

Wäre ich, freilich nicht dank der Gnade eines französischen Generals, Intendant, so hätte ich meine einstigen guten Bekannten von der Feder wie ein Weihnachtsmann mit Hilfe und Gaben überschüttet; ich hätte die Mauer des Totschweigens durchbrochen und insbesondere Bischoff hätte alle Türen bei mir offen gefunden. Aber warum geht es so vielen ordentlichen Schriftstellern heute so entsetzlich schlecht? Weil an den Machtstellen der Literaturbetriebs meist ein Bischoff sitzt, kalt, herzlos und ichverfangen.

Es genügte ihm eine Geschichte, die ein Mann schrieb, den er sehr gut kennt und von dem er wissen mußte, daß er niemals das war, was man seit 1945 einen Nazi hieß, ich hatte doch manches Gespräch mit ihm, aber es genügte ihm eine Geschichte, die er ⁱⁿ seinen Ängsten vor den ihn begönnenden Franzosen völlig mißdeutete, um mir die Tür zu versperren und Sie aus der Tür zu schmeißen. Welch ein Mensch! Und ich kann ihm dabei gar nicht wirklich böse sein, denn ich sehe ihn auch heute noch jammervoll vor mir in der *Stanning*erstraße stehen. Nun, sagen werde ichs ihm, mit Freude sagen, wie schoffel er sich ihnen gegenüber betragen hat, aber für einen richtigen Zorn ist er mir zu klein geworden.

Ich habe den größeren Teil meines Lebens im Ausland verbracht und daher mag es herrühren, daß ich in manchen Dingen urteile, wie alle Völker urteilen z.B. in der Frage, ob man sich von Besatzungsgenerälen in den Sattel setzen lassen darf; verstehen Sie nun, wie mich gewisse Ereignisse in Deutschland quälen müssen, nicht nur jetzt; die ungeschickte Behandlung anderer Völker machte mich vor 1945 besorgt und wo ichs konnte, trat ich dagegen auf. Heute beunruhigt mich ein anderes das Unmenschliche der literarischen Potentaten, die ach so menschliche Bekenntnisse dauernd von sich geben. Ich will nicht davon reden, wie ich dadurch selbst geschädigt wurde, wie scheußlich schwer mein Dasein ist. Aber/ mich macht es um unsere ganze Zukunft besorgt, wenn ich mir vergegenwärtige, daß dieser Bischoff lediglich deshalb, weil Sie eine Geschichte senden wollten, die er nicht passieren ließ, Ihnen ~~den~~ Stuhl vor die Schwelle setzte, wegen einer solche Lappalie! Es war unmenschlich, und ich fürchte, es war dies nicht im eigentlichen Sinne, es war nur unmenschliche Angst vor seiner eigenen eingebildeten Gefährdung. Nein, das ist ungeheuerlich!

Um das Bild abzurunden, in dem sich mir heute Bischoff darstellt, gäbe ich etwas darum, wenn ich wüßte, warum er eigentlich wehrunwürdig war. Er sagte mir, die bösen Nazis haben das bewirkt. Warum hat er seine Nazi-Gönner nicht angerufen, diesen Makel zu tilgen? Das wäre doch zu machen gewesen, wenn die bösen Nazis gewissermaßen aus dem Stegreif ihn wehrunwürdig erklärt haben.

Genug! Ich werde mich heute abend hinsetzen und einige schöne Gedichte von Bischoff lesen. Etwas wenigstens von dem, was mir an ihm lieb war, muß ich behalten. Das sind seine Gedichte. Ich glaube nicht, daß der arme Teufel, der er jetzt ist, vielleicht war ers immer, aber da hatte er noch keine Macht und nur eine Feder, noch jemals solche Verse schreiben wird.

Ihnen wünsche ich herzlich alles Gute, gleich vorweg schon für Weihnachten und fürs neue Jahr, und wenn ich einmal in Bremen bin, klopfe ich an Ihre Tür. Sie werden Sie mir bestimmt nicht verschließen.

günther

Ihr





BRISSAGO (Lago Maggiore)

Aus dem warmen Tessin mit
seiner Sonne, um deren willen
ich hier nun schon seit Jahren
lebe, möchte ich Ihnen, lieber
Heinrich Zillich, zu Ihrem 65.
Geburtsdag, in alter Freundschaft
meine Grüsse schicken.
Längst hätten Sie einen langen
Brief bekommen sollen,
aber mit dem Schreiben geht's
seit meinem Unfall halt schwer.
Doch meine Gedanken sind öfter
als nur heut bei Ihnen -

Ihr Hermann Wien

Foto Kuchler, Brissago

Deutschland



3. 7. 58

Herrn

Dr. Heinrich Zillich

Starnberg a. See / Ober-
bayern

Josef Fischhaber str. 15

8.8.1964

Sehr geehrter Herr Dr. Wien,

vor neun Jahren schrieb ich Ihnen, als ich gehört hatte, Fr. Bischoff habe Sie als Angestellten des Senders Baden-Baden entlassen, weil Sie eine - übrigens völlig harmlose - Geschichte von mir angenommen hatten. Ich fand das scheußlich von ihm, und ich berichtete Ihnen von meinen guten, allerdings mit seiner durch die Franzosen erfolgten Ernennung zum Intendanten jah abreißenden Beziehungen zu Bischoff, der wie ich zu Hans Grimms, von Goebbels schließlich abgewürgtem Lippoldsberger Kreis gehört hatte. Sie antworteten mir damals nicht, was wohl mit Ihrer schweren Verletzung zusammenhängt. Soweit ich mich erinnere, dankte ich Ihnen dann später für Ihre freundlichen Äußerungen zu meinem 60. Geburtstag. Es ist unter uns ein sehr seltener, eigentlich auch ein bloß einseitiger Briefverkehr, und dennoch möchte ich Ihnen jetzt wieder einmal schreiben, veranlaßt durch Ihren Aufsatz über die NS-Anthologien in "Christ und Welt".

Bevor ich auf ihn eingehe, erinnere ich Sie an meine Lesung im Frühling 1933 in der Berliner Universitätsaula. Sie waren ein Amtswalter des NS-Studentenbundes. Sie, meine Frau und ich - wir beiden befanden uns auf einer Deutschlandsreise - saßen am Tag vor der Lesung beisammen; mich überkam wie heute noch oft das große Erzählen; dabei empfingen Sie einen falschen Eindruck von meiner Einstellung zu den südosteuropäischen Völkern, unter denen ich lebte, vermutlich weil Sie unter dem Einfluß der NS-Ideologie angesichts mancher lustiger, von mir geschilderter Episoden die Eigenart jener Karpatenwelt nicht ganz erfassen konnten. Als ich am nächsten Abend mit meiner Frau unter den Linden zur Aula eilte, drückten mir wie anderen Straßengängern gestiefelte Studenten einen Werbezettel für meine Lesung in die Hand; ich las entsetzt, was ich nach Meinung der Studenten sein sollte: ein Vertreter des nordisch-herrenhaften Menschentums unter Rumaniens ⁱⁿ anderen Völkern. Das mußte ich sofort berichtigen! Darum sagte ich, als auf dem Podium des mir vom Studium her vertrauten Saales stand, der verteilte Zettel erfreue mich nicht; den südöstlichen Völkern fühle ich mich brüderlich verbunden, fern jeglicher Überheblichkeit; mit den besten ihrer Köpfe kämpfe ich in meiner Zeitschrift "Klingsor" (Kronstadt) schon seit 1924 für Achtung vor jedem Volkstum, und gerade deshalb könne ich für das meine entschieden eintreten. Die Studenten staunten wohl, warum ich das vorbrachte, und ahnten nicht, daß ich es meiner Existenz - und nicht allein der Wahrheit - wegen vorbringen mußte; sie begriffen es auch nicht, als in der zweiten Reihe, links vom Mittelgang ein kleiner, schwarzer, eleganter Herr ganz allein und kräftig klatschte - der Kulturattaché und Beobachter der Rumänischen Gesandtschaft. Mir wurde es etwas leichter ums Herz; ich spürte, ich hatte meiner kulturpolitischen Sache, Deutschland und Rumänien einen Dienst geleistet, natürlich auch mir, wiewohl ich damit rechnen mußte, wegen des Werbezettels in Siebenbürgen noch allerlei zu erleben, vielleicht sogar eine Untersuchung.

Einige Tage nachher hielt am Abend mein Zug an der ungarisch-rumanischen Grenze. Die Polizei sammelte unsere Pässe ein, um sie zu stempeln. Meine Frau saß auf dem unteren Bett ~~des~~ Schlafwagenabteils und streifte die Strümpfe ab. Da brüllte draußen näherkommend rumänisch eine Polizistenstimme: "Wo ist Dr. Zillich?" Das Grauen, das mich packte, vergesse ich nie. Ich dachte: mein Gott, Wiens Werbezettel!

Allein verhaftet zu werden, hatte mir wenig ausgemacht. Weil ich wirklich für die Völkereintracht wirkte, wäre ich bald frei gewesen, meine Frau aber war jung und sehr hübsch, der Weg von der Grenze bis Bukarest ließ sich über viele Tage dehnen, wenn es den Polizisten beliebte. Eine hübsche Frau in den Klauen dieser Polizei! Verstehen Sie mein Grauen?

Ich schob die Ensterscheibe nieder und meldete mich. Welche Erlösung! Man wollte nur wissen, ob meine im Paß vermerkten Kinder uns begleiteten.

Dieses Erlebnis, das die notvolle Lage des Auslandsdeutschtums anlichtet, freilich auch die politische Blindheit in Deutschland, erwähne ich Ihnen gegenüber jetzt, weil Sie in Ihrem Aufsatz Kindermanns auslandsdeutsche Anthologie bloß als eine Propaganda dafür auffassen, daß sich die Auslandsdeutschen "zum Hundertmillionenvolk gesteigert empfinden sollten". Da muß ich einwenden: 1. unser Volk zählte wirklich ungefähr 100 Millionen, 2. daß man uns Auslandsdeutsche endlich lebhaft beachtete im sonst für uns meist herzlosen Binnenland der Deutschen, nützte uns, beglückte uns, wenngleich dabei, wie mein Erlebnis zeigt, mitunter gefährliche Auswirkungen entstehen konnten, 3. es vollzog sich damals ein ehrliches Sichfinden - das haben selbst die Deutschen Nordamerikas bis heute nicht vergessen, wie ich vor 2 Jahren feststellte, als ich in den USA und Kanada eine Lesereise machte. Freilich, daß durch Hitler und seine ausländischen Gegner ~~eben~~ das Abendland in die Katastrophe gerissen wurde, die uns Ostdeutsche am fürchterlichsten traf, geben heute viele vor, immer gewußt zu haben, die allermeisten wußten es nicht, auch wenn sie wie ich keineswegs zu ^{den} parteibefangenen Deutschen gehörten.

Über Böhme als Dichter will ich mich nicht äußern. Er ist ein völlig anderer Menschentyp als ich. Darum hatte ich nie irgendwelche herzliche Bindungen an ihn; ich kannte ihn kaum; die SA-Dichter dünkten mich nie besonders anziehend. Was Böhme indessen nach 1945 mit seinem Kulturwerk tut, dessen Ehrenmitgliedschaft er mir einmal verliehen hat, mag deutschümelig, oft gar zu bürgerlich sein - es ist nicht meiner Art - aber niemand kann leugnen, daß da mehr Idealismus mitwirkt als in den literarischen Cliquen, die das binnendeutsche Buchgeschäft, Rundfunk, Theater und Fernsehen seit 1945 beherrschen und die in ihrer Scheuklappenenge und Tyrannei spießiger sind als alles, was sie spießig nennen.

Die von Ihnen erwähnte Tornisterschrift mit Bekenntnissen für Hitler war tatsächlich erpreßt, insoweit als man sich nicht ausschließen konnte, wenn man zur Mitbeteiligung aufgefordert war. Mein dort veröffentlichtes Gedicht habe ich allerdings 1938 geschrieben, selig durch Österreichs Wiedervereinigung mit dem Reich. Wer das Reich herstellt, dem widme ich genau so freudig ein ähnliches Gedicht - sei es auch so mißglückt wie jenes!

Für diese Verse, also weil ich die Vergrößerung des Vaterlandes begrüßt hatte, bestrafte mich 1947 die Spruchkammer - nun, der Geist dieser politischen Justiz, deren Handlanger im täglich gepriesenen Rechtsstaat der Bundesrepublik straffrei bleiben, war in jeder Hinsicht übler, als was man an den von Ihnen behandelten Anthologien tadeln kann. Angemaßtes Richteramt, Raub der Meinungsfreiheit, der körperlichen Freiheit, gewöhnlicher Raub, Rechtsprechung mit rückwirkend erfundenen Paragraphen, die Delikte strafbar machten, die es nicht gab - das sind die wesentlichen Punkte, die man der Entnazifizierungsjustiz, außer in manchen Fällen auch noch viel ärgere, vorwerfen muß, doch keiner der Autoren jener Anthologien dachte im Entferntesten daran, sich so zu betätigen. Die Welt, die sie verkörperten, war sauber. Ich entsinne mich, wie diese Autoren reagierten, wenn der NS-Staat Unrecht tat, etwa Ernst Wiechert gegenüber, den viele von uns nicht mochten; als ihn Johst aus dem KZ geholt hatte und er beim Dichtertreffen in Weimar erschien, sagten wir ihm klar und hörbar, daß wir verabscheuten, wie ihm mitgespielt wurde. Es gab vielleicht ein oder zwei SA-Dichter, die Autoren verpöfften oder verleumdeten, ich weiß auch, daß Frenssen es gegenüber Dörfler getan hat, worauf er aus Weimar einen von sehr vielen unterzeichneten Brief empfing, der ihn daran erinnerte, daß der Denunziant in einem alten deutschen Wort die ihm gebührende Kennzeichnung erhalten habe. Ich war mitbeteiligt, wenn ~~den~~ NS-Kulturbeamten entgegengetreten werden mußte, weil sie wieder einen Autor verfolgten oder einen sonstwie tüchtigen Mann zu fällen versuchten. Immer hielten die Autoren zusammen, nicht nur, weil

man Unrecht beseitigen wollte, sondern weil solches Unrecht die Vorstellung, die man mit Deutschland verband, besudelte. Heute ist das ganz anders, die literarischen Gruppen (unter ihnen mancher einstiger NS-Mann) verleumden selbst, verdächtigen selbst, verfolgen seit 20 Jahren ununterbrochen und sind einer sachlichen Betrachtung unfähig, und sie lieben Deutschland nicht.

Ihr Aufsatz trifft die Atmosphäre jener Anthologien nicht genau. Alle Autoren, einschließlich Schröder, Carossa und Wischoff, dem gewiß arg mitgespielt worden war, glaubten oder hofften wenigstens, daß das Reich zuletzt aus der Revolution, die Deutschland ergriffen hatte, in einer uns überzeugenden und hellen Weise auferstehen werde. Sie sahen die Unzulänglichkeit vieler Parteigrößen und Amtswalter, aber auch die Bravheit der meisten. Sie sehnten sich darnach, daß übers Jämmerliche das Anständige siege. Und wir Auslandsdeutschen sehnten uns dreifach darnach. Die Möglichkeiten zum Volksverrat, die in den Binnendeutschen stecken, ahnten wir nicht; wir hatten das natürliche Volksbewußtsein der Völker, unter denen wir lebten.

Kindermann war ein betriebsamer Professor. Solche Geschäftshuber gibts immer, auch heute. Die Dichter, denen er diente, waren aber nicht so spießbürgerlich wie etwa die Gruppe 1947, die seit 1947 bei ihren Zusammenkünften der Urlust der Kleinbürger frönt, Zensuren zu verteilen. Da liest einer von ihnen und wird benotet. Gibt es etwas Spießigeres? Eine Avantgarde der literarischen und zugleich der moral-politischen Schulmeisterei! Eine gefährliche Tyrannei voll Engherzigkeit! Den Pfeffer streuen dazu die Verleger; sie machen das Geschäft mit und für den, der eine Eins bekam. Kann man sich vorstellen, daß Thomas Mann, Binding, Weinheber, Schröder, Grimm bei so etwas mitgenotet hätten. Sie hätten über die Zumutung gelacht.

Ich lebte meist im Ausland. Mir fehlte schon deswegen die Möglichkeit, ein NS-Parteimensch zu werden. Aber natürlich sah ich in Hitlers Revolution wie jedermann Wege zu einer Zukunft, die gut werden konnte. Ich war nie ein NS-Ideologiegläubiger. Noch 1932 brachte die DAZ von mir einen Aufsatz, der für Hindenburg und gegen Hitler eintrat (man hat es mir später unter die Nase gerieben). Im "Klingsor" ließ ich nach 1933 die jüdischen Mitarbeiter nicht fallen. Gegen die wild gewordenen Nationalsozialisten unter dem Deutschtum Rumaniens trat ich auf, und sie waren einer der Gründe, weswegen ich schließlich zwei Jahre vor Kriegsausbruch nach Deutschland übersiedelte; ich wollte ihr Geschrei nicht mehr hören; ich verlebte dann in Bayern bis 1939 die ruhigsten Jahre meines Lebens. Freilich versuchten die, mich auch hier zu erledigen, sie bewogen die Maschinerie in Berlin, wo ich 1937 den Literaturpreis der Stadt für einen Roman der Völkerverständigung bekommen hatte, sich mit mir zu beschäftigen, ich sei ein "Feind der deutschen Jugend und des deutschen Volkes". Glücklicherweise ging ich auf den dicken gegen mich geschriebenen Akt gar nicht ein und erklärte lediglich, wer diesen Vorwurf gegen mich richte, sei ein Schwein. Es war ein recht hoher Mann, in dessen Hand mein Schicksal lag; meine Antwort genügte ihm. Die gefährliche Intrige war abgewehrt. In Demokratien freilich kann man die Schweine meist nicht packen. Bei der Krise um den Langen-Müller-Verlag sollte es auch mir an den Kragen gehen, wenn die ~~angef~~ den Direktor Pezold gezielten Schüsse, gegen die alle Autoren rebellisch sich wandten, die Gestapo, wie eine Zeitanlang beabsichtigt, zum Eingreifen gebracht hatten; in meinem Arbeitszimmer - übrigens während ich verreist war - wurde die Rebellion von Langenbeck, meiner Frau und etlichen anderen in einer Nacht telefonisch in Gang gesetzt, tagesdrauf waren viele der Autoren in Berlin. Wie hätte ich diese Geschehnisse nach 1945 ausschachten können! Nun, derlei stand mir nicht an.

Deshalb lebe ich seit 19 Jahren in wirtschaftlicher Bedrängnis, oft in Not. Die herrschenden Literaten, denen mich schuldbekennend und demütig anzuschließen mir unmöglich war, bestimmen das Geschäft; und ich bin so gut wie ausgemerzt.

7. an d. ich, um Pezold zu helfen, was mißlang.

Sie, Herr Dr. Wien, hatten das Glück, nach 1945 journalistisch wieder Fuß zu fassen. Alles, was ich von Ihnen las und lese, ist anständig und gut. Doch gerade deswegen berührte mich der Ton Ihres letzten Aufsatzes nicht immer angenehm. Schon jene Anthologien alle unter die Marke NS zu stellen, ist unbegründet. Ich war beim Lesen immer versucht, Vergleiche mit der Gegenwart zu ziehen. Aber kann man Britting neben einen manierten Nichtskönner wie Uwe Johnson stellen, Bergengruen neben den Schwächling Graß? Wo finden sich heute Gestalten, die an Carossa, Binding, Grimm, Kolbenheyer, Schröder heranreichen? An Waggenerl oder Alverdes? Viele sind tot. Die Lebenden aus jenen Anthologien sind nicht verstummt, wie Sie meinen. Man läßt sie unbeachtet. Hier muß ich mich nochmals erwähnen. Nach 1945 brachte ich zwei Romane heraus, eine Menge Novellen und Geschichten, gesammelt in drei Bänden, daneben andere Bücher. Die große ^{Presse} bespach nichts davon, und wenn sie es tat, ~~war~~ hamisch, kurz, niedertrachtig - eben wie es die Terroristen der literarischen Marktes haben wollen. Ich kenne die wichtigsten "Redakteure von "Christ und Welt" seit 30 Jahren. Dennoch lehnte die Zeitschrift es ab, eine Besprechung meines letzten Buchs aus der Feder Bernt v. Heislers zu bringen. Das Totschweigen ergreift sogar Blätter von Rang und Ehre.

Es gibt dagegen noch keine Gegenwehr. Als ich in Rumänien lebte, sprang mir bei Verdächtigungen durch Blätter anderer Völker sofort unaufgefordert ein geistiger Mensch jener Völker bei. Die Kameradschaft der geistigen Menschen war unbedingt, eine Verbundenheit, bereit, jede Schmähung des Ranges abzuwehren. Man konnte im 3. Reich gegen Verleumdungen erfolgreich vorgehen. Gegen die jetzige deutsche Journaille, die weithin auch die wenigen Journalisten von Qualität beeinflusst, ist es unmöglich, als schöngestiger Autor etwas Wirksames zu unternehmen. Totschweigen und Rufmord sind wirklich mörderische Waffen. Nie, auch nicht im Kommunismus, der ja Wandlungen kennt, ist Diffamierung so grausam starr wie in Westdeutschland seit 1945. Das spürte Schröder; er, der einige Jahre nach 1945 der literarische Abgott der religiösen Kreise war, hätte bloß den Finger rühren müssen, um die Verfeinerung Grimms zu durchstoßen; er tat nichts; er wagte es nicht. Wiechert half mit zu verfemen. Entscheidend ist - ich übertreibe hier etwas - was Hans Werner Richter äußert. In einem einzigen Satz befaßte er sich mit mir; der Satz enthielt drei Lügen und bewies, daß er mich gar nicht kannte. So ~~ist das~~ ^{ist das} Zwölf Jahre, bis vor kurzem, eine Wiederwahl lehnte ich nun ab, war ich Sprecher meiner Landsleute in Westdeutschland. Dieses Ehrenamt tröstete mich, obwohl es meine wirtschaftliche Misere vermehrte; ich konnte für Hunderttausende eintreten. Dutzende von Ministern und Politikern lernte ich kennen. Mit allen ließ sich reden. Keiner teilte verzerrten Gesichts seine Mitmenschen in gute und böse von vornherein ein. Selbst dumme Parteifunktionäre oder Beamten kann man immer zur Sachlichkeit bringen. Nur die winzige Schicht, die über die Mittel der öffentlichen Meinungsbildung verfügt, ist unansprechbar, verderbt, verspießert, mit Lüge gesättigt, geldgesättigt: die in Westdeutschland gebietende linke intellektuelle, aber kapitalistische Kaste der Journaille; ~~Witz~~ Verlage, Behörden, Parlamente, sogar Zeitschriften, die gegen diese Kerle eingestellt sind, in den meisten Fällen blind, gelegentlich mit einigem Hin und Her parieren. Zu alledem ist Westdeutschland das kunstfeindlichste Land der Welt. Die Künstlerhilfe des Bundespräsidenten beträgt heute DM 1.800 fürs Jahr. Wundert es Sie, daß viele deutsche Autoren von der Hand in den Mund leben, indem sie für die Provinzpresse hastig irgendwas schreiben; und die Entstehung größerer Werke ist fast unmöglich geworden für sie. Der Terror nimmt nämlich zu.

Dennoch bin ich seit einem Jahr zuversichtlich. Ich bin oft mit jungen Leuten zusammen. Die Zahl jener wächst, die erkennen, welche satanische Macht mit Schlagwörtern uns alle gängelt. Ich schreibe weiter - meist gezwungenermaßen Kleinzeug, das rasch Geld bringt - und in erhaschten Stunden, was zu sagen mir noch wichtig scheint.

Möge es Ihnen wohlgehen! Mit besten Grüßen Ihr

Dr. Werner Wien
Cannero Riviera
(Novara) Italien

10. September 1964

Lieber Herr Doktor Zillich,

auf Ihren langen Brief, den Sie vor einem Monat aus viel Bitternis und Enttäuschung heraus mir schrieben und den ich über Christ und Welt zugeschickt erhielt, hätte ich Ihnen gern schon lange geantwortet. Doch die sommerlichen Tage hatten in meine Casa solche Massen von turbulenten Besuchern strömen lassen - da war für ein^{ein}gesammeltes Briefgespräch mit Ihnen keine ruhige Stunde. Aber Ihr Brief selber hockte wie etwas Beunruhigendes die ganzen Wochen über in mir. Heute will ich nun doch versuchen, mich damit auseinanderzusetzen.

Schliesslich verbindet uns ja wirklich eine so lang andauernde Sympathie, dass ich Ihnen zuerst einmal Dank dafür sagen möchte, noch in Ihrem spontanen Brief nicht allein ^{zum} Lebens-, sondern ein Kameradschaftszeichen sehen zu sollen. Freilich ist der Anlass nicht eben der glücklichste gewesen. Mein Artikel für Christ und Welt über die Anthologien im Dritten Reich stand reichlich unmotiviert im Ablauf der Zeit, zumindesten musste er so den Lesem^{ern}erscheinen, die ja nicht wissen konnten, dass sie hier den Schlusspunkt einer geplanten literarhistorischen Serie über die repräsentativen Lyriksammlungen seit dem Barock vereinzelt vor sich hatten. Die Serie selbst kam nie zustande; ich hatte allein mein unangenehmes Thema bearbeitet. Und die Form, auf die man meinen Text zusammengestrichen hatte, entstellte vollends, was da eigentlich gemeint gewesen war: alle tieferen Untersuchungen über die Ersetzung der subjektiven Konfession im Gedicht durch militante Gemeinschaftsformeln - ein epochaler Vorgang, der zweifellos schon mit dem Symbolismus des vorigen Jahrhunderts einsetzte und mit der berühmten Brechtschen Verfremdung auch nur eine Variation bietet, also auf keinen Fall mit dem NS-Stil zur Welt kam - alle solche tieferen Bewusstseinsanalysen hatte man weggenommen. Nun war eine Manifestation der Ablehnung daraus geworden, der Wille zum Verstehen, mehr noch: das Bedürfnis nach Verstehenmüssen ging kraft der Redaktion verloren.

Es wundert mich daher nicht, dass auch Sie, lieber Heinrich Zillich, vom gleichen Missbehagen befallen waren, als Sie den Aufsatz lasen. Bedauerlich muss sich Ihnen dieses Missbehagen verstärkt haben durch eine irrtümliche Erinnerung an Ihre erste Berliner Dichterlesung 1933, bei der Sie, mich mit irgendjemandem verwechselnd, den Wien im Verdacht behielten, durch Handzettel des NS-Studentenbundes Ihre Position in der Siebenbürgischen Heimat pathetisch verzerrt zu haben. Ich muss das heute aufklären, weil es auf groteske Art unser Verhältnis zu belasten scheint. 1933 war ich noch in Göttingen und promovierte dort, war also auf keinen Fall (und auch sonst nie) Mitglied oder gar Sprecher der NS-Studentenschaft. Ich ging nach meiner Promotion nach Jena, wo Sie damals arbeiteten und wo ich Ihnen, wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, in der führenden Buchhandlung der Stadt, begeistert von der Begegnung mit Ihnen, einen Autorenabend einleitete. Das mag Ende 34 gewesen sein, dieser Zeitpunkt unsres ersten persönlichen Bekanntwerdens miteinander.

ikgs

Erst 1935 oder 36 sind wir uns in Berlin wieder begegnet. Da freilich, ich arbeitete bis 1937 in der Amtsleitung der NS-Kulturgemeinde in Kontakt mit Herrn Velmede und Herrn Teichmann, habe ich kräftig für das Werk Heinrich Zillichs, etwa vor Leseabenden in der grossen Berliner Reihe 'Volksdeutsche Dichter der Zeit', Propaganda gemacht. Da aber waren Sie schon der arrivierte Mann, Literaturpreisträger von gefestigtem Ansehen; und es wäre Ihnen ein leichtes gewesen, meine ich, in freundschaftlichem Gespräch mich eines besseren zu ~~lehren~~ ^{lehren}, sofern mein Enthusiasmus für "Zwischen Grenzen und Zeiten" oder den "Weizenstrauß" Ihre auslandsdeutsche Position erschwert hätte. Bei den Dichtertreffen in Weimar und sogar noch im OKW, wo Sie die Tornisterschriften herausgaben und ich als Sonderführer für Kriegsgefangenenfragen aus und ein ging, hätten Begegnungen den kleinen traumatischen Punkt wegschaffen können. Nun hat er sich bei Ihnen festgesetzt und - war ein Irrtum.

Denn es ist ja keineswegs so, dass ich an Ihr Werk innerster Linie politische Masstäbe angelegt hätte. Als ich "Wälder und Laternenschein" und "Der Zigeuner" gelesen hatte, war mir etwas ganz anderes in Ihrer Dichtung bewegend aufgegangen: die Spannung eines panischen Lebensgefühls, das sich mit allen Kräften des südosteuropäischen Raums vollgesaugt hatte, und des zügelnden Willens, der aus der aristokratischen Tradition der Herrenschicht Ihnen zuge wachsen war - volksdeutsch akzentuierte Grundpole, zwischen denen Ihr Gedicht aufleuchtete. Ich sage; Ihr Gedicht, auch das in Prosa, um zu betonen: ich suchte und fand lange Zeit in Heinrich Zillich etwas erfüllt, was man auch rein ästhetisch als Wertbild sehen konnte. Ich lernte dann nach dem Kriege mit Erschrecken einsehen, dass diese Grundpole sich durch die Erschütterung der europäischen Welt gelockert hatten: das Dionysische war verflacht, das Herrische nicht mehr gefragt, ja nicht einmal mehr von der Zeit begriffen. Ihr "Grünk" und ein weiterer Roman von Ihnen machten mich bestürzt. Beide Bücher hatten, um ehrlich zu sein, für mich nicht mehr die Spannkraft der früheren. Und da wir nun schon den wunden Punkt berühren: Sie geben dem veränderten Massengeschmack die Schuld an der dilatorischen Behandlung dieser Bücher durch die Kritik. Ich gebe dem Verlust der Grenzen und Zeiten in Ihnen selbst die "Schuld". Eine Zeit war vorbei, die den Lebensraum Ihrer Kunst konkret bestimmt hatte. Was aber die Spannungswerte in Ihnen selbst anbelangt, so hätten diese nun sich eigentlich, davon bin ich überzeugt, gleichsam selbständig machen müssen. Trieb und Wille hätten, befreit von verlorenem epischen Stoff, sich absolut aussprechen können. Doch das eben geschah wohl nicht. Die Szene war weg und der Protagonist, der immer ein Künstler bleibt, jammerte nach der Bühne. So jedenfalls erscheint mir, lieber Heinrich Zillich, in den Ressentiments Ihr Brief.

Das sind ungemein schmerzliche Erfahrungen, die wir alle im gegenwärtigen deutschen Literaturbetrieb machen und machen müssen. Sie dürfen nicht glauben, dass ich etwa zu den Parteigängern der Gruppe 47 oder sonstiger Cliquen gehöre. Diese heimliche Diktatur von Leuten, die sich wichtig machen, aber untereinander nicht mögen, kann kein Mensch verkennen. Beunruhigender will mir vielmehr scheinen, ist die Kraftlosigkeit jener gebrochenen Generation, die in den dreissiger Jahren das Wort hatte und der es heute am Wort gebricht.

Nach 1945 kamen sie alle, Carossa, Grimm, Jünger, Britting, Alverdes, von Männern wie Johst ganz zu schweigen, faktisch nicht einfach nicht mehr "an", sie waren sich selbst abhanden gekommen. Anstatt - wenn man schon fühlt, das fehlt heute - ihr idealistisches Wort in Überzeugung weiterzusprechen, scherten sie freiwillig aus. Und es bildete sich in ihnen ein Komplex des allgemeinen Übersehenwerdens, ja der wachsenden Verbitterung, die ganz offenbar jede schöpferische Kraft schliesslich zerfrisst. Es sind nicht die Verhältnisse schuld. Menschen, die glaubten, Verhältnisse schüfe man, dürfen jetzt nicht ihren Glauben zurücknehmen und es den anderen übelnehmen, wenn die Verhältnisse schaffen.

Sie, lieber Heinrich Zillich, haben sich für eine lange opfervolle Zeit bei der landsmannschaftlichen Arbeit engagiert, gleichsam um das Ethos Ihrer Bücher, soweit sie politisch waren aufrechtzuerhalten. Nun ist die Krise da: der Dichter in Ihnen bangt, ob er sich nicht mit seinen besten Energien an eine Organisation vergab^x und sich dabei wie jene älteren der verstummten Dichter um die eigene Aussagekraft brachten^f, die ganz eigene.

Das wäre nun ein weites Feld, zu untersuchen, ob die Sprache sich verwandelt hat. Dafür ist der Brief nicht der rechte Ort. Seit langen Jahren horche ich die Tagesliteratur auf dieses Phänomen der Selbstentfremdung der Sprache hin ab. Selbst in den Tageskritiken über Bücher suche ich nach einem Verstehen. Ich bin kein Antinazi geworden, sowie ich wohl auch nie ein Nazi war; die politischen Kategorien zählen bei der Beschäftigung mit Dichtung für mich nicht. Sie als Auslandsdeutscher haben da vielleicht andre Gewichte in den Waagschalen. Doch ich denke immer, auch wenn wir alle literarisch meist nur Kleingeld in Umlauf bringen können, das Grundkapital, die Schicksalseinlage in uns, die müsste Ihnen doch das Berufensein zum dichterischen Wort erhalten haben.

Ihr Brief klang traurig, störrisch, hadernd. Ich hoffe von ganzem Herzen, es kommt einmal ein anderer, einer, der wieder sagt: ich bin am Werk, nicht am Verzweifeln.

Und damit lassen Sie mich Ihnen, lieber Heinrich Zillich, in Gedanken die Handrücken, Ihnen nach wie vor verbunden.

Ihr

Werner Wien

21.10.1964

Lieber Herr Dr. Wien,

schon lange bin ich Ihnen die Antwort auf Ihren Brief schuldig. Daß ich erst heute schreibe, liegt an einer, mich seit Wochen plagenden Unpäßlichkeit; es liegt außerdem daran, daß es mir als Betroffenen peinlich war zu widersprechen, wenn Sie die Ursache für die Verdrängung eines gewichtigen Teiles unserer Gegenwarts-literatur aus Läden, Zeitungen und Rundfunk nicht bei jenen suchen, die es bewirken, sondern bei den Opfern. Der Ermordete wird damit schuldig erklärt; zum Teil ist er es auch, doch nur zum Teil!

Es war doch so, daß die Sieger 1945 durchwegs alle für das literarische Geschäft, die Kritik und die öffentliche moralische Zensuren-
verteilung entscheidenden Stellen einer ihnen dienenden Clique zuschoben, in die sich nicht wenige rasch gemauerte Nazis einschleichen konnten. Diese Clique, tolerant gegen alle, die zu ihr zählen, machte zum ~~Anteil~~ jene Autoren, die sich durch die Besieger des eigenen Volkes nie ins Geschäft hätten heben lassen. Das ist der wirklich maßgebende Gesichtspunkt, der die herrschende Clique und ihre Feindschaftsgefühle bestimmt, in denen sich der aus schlechtem Gewissen gespeiste Haß der Geschäftstüchtigen gegen das ihnen völlig Wesensverschiedene verdichtet. Beamte, Lehrer, Journalisten, Kaufleute, kurzum Leute mit wirksamen Standesvertretungen, wurden bald pardonierte, auch wenn sie militante Nationalsozialisten gewesen waren. Die angefeindeten Autoren nie, obwohl sie mit geringen Ausnahmen sich parteipolitisch nicht betätigt hatten, und so geschah das Absurde: außer Mördern sind sie von jenen, die im Dritten Reich beachtet gelebt hatten, die einzigen, denen niemals verziehen wird.

Versetzen Sie sich in die Lage dieser Menschen, die schuldlos einer so infamen Verleumdung Jahr um Jahr ausgeliefert bleiben. Gab es für sie ein Forum, sich zu wahren? Nirgends! Einige versuchten, sich öffentlich zu behaupten, z.B. Hans Grimm, der vor 1945 Hitler, den er verabscheute, namentlich nie erwähnt, sondern nur von der "Zentralfigur" gesprochen hatte; doch Grimm war immer national gewesen, und das genügte, ihn in den Einheitstopf der Verleumdung zu werfen; er schuf sich einen eigenen Verlag für seine Bücher; zu seinen Vorträgen drängten sich die Leute zu Tausenden - trotzdem, die große Presse verhöhnte ihn oder schwieg ihn tot, und die zu Demokraten umgefärbten ehemaligen braunen Journalisten schwiegen mit wie Westecker u.a.

Ein von der Presse ~~tot~~geschwiegener Autor ist für die Öffentlichkeit bald wirklich tot. Seit etwa 1927 hatte ich in Deutschland Lesungen und Rundfunkvorträge; einen Verlag fand ich erst, als mich 1932 "die neue linie", des wandelbaren B.E.Werners treffliches Blatt, prämierte. Im selben Augenblick war ich bekannt. Die Verlage liefen mir nach. Ich war "gemacht", weil die Presse mich aufs Schild hob. Wen sie fallen läßt, steht in kurzem vor dem Nichts.

Sie schreiben mir: "Menschen, die glaubten, Verhältnisse schüfe man, dürfen jetzt nicht ihren Glauben zurücknehmen und es den anderen überlassen, wenn die Verhältnisse schaffen." Handelte es sich um Politiker, so hätten Sie recht. Es handelt sich aber um Lyriker, Er-

zähler und Dramatiker, von denen sich bestimmt keiner einbildete, er könne Verhältnisse schaffen!

Sie meinen, die Autoren meiner Generation, deren Begrenzung Sie sehr weit ziehen, kämen nicht mehr "an". Das stimmt zwar für Presse, Funk, Theater und die meisten behördlichen Kulturwälder, obschon Schlaue es fertig brachten, Gnade zu finden wie etwa Süskind, aber das Publikum zeigte ein anderes Verhalten. Wie oft las ich auch nach 1945 im In- und Ausland aus meinen Arbeiten - fast ausnahmslos vor vollen Sälen! Nachher sagten mir Zuhörer, sie hätten aus der Ankündigung erfreut vernommen, daß ich noch lebe; da sei ihnen aufgegangen, wie lange sie von mir nichts gehört hätten!

So ist es, lieber Herr Wien. Ich wuchs im Ausland als Deutscher auf, davon durchdrungen, daß lediglich mächtige Geschehnisse Verhältnisse ändern und ich dazu höchstens als Wegweiser beitragen könne. Gemessen an dieser bescheidenen Grundhaltung, die meine literarischen Generationenossen wohl auch teilten, verliert Ihr Vorwurf, wir selbst, die Ermordeten, seien an unserer Abwürgung schuld, die sachliche Berechtigung. Das Totschweigen geht ja so weit, daß die ganze Presse selbst die seit Jahren erscheinende, inzwischen auf 10 Bände angewachsene Kolbenheyer-Gesamtausgabe unerwähnt läßt, die aber von zahllosen Abnehmern, bei denen sie doch wohl "ankommen" muß, ermöglicht wird.

Ihr Vorwurf ist freilich insoweit begründet, als wir Autoren uns hätten vereinigen und gewerkschaftlich auftreten sollen; wäre es möglich gewesen, ohne sofort als Nationalisten verfolgt zu werden? Nein! Dichter können sich nicht helfen; man muß ihnen helfen. Das wußte ich von jeher. Daß man sie kalt erdrosseln kann, lernte ich nach 1945 einsehen. Und diese Erfahrung darzustellen, ist ein auch mir durch eigene Erfahrungen gestelltes sehr bedeutsames Thema.

Damit bin ich dort, wo es um mich geht. Sie loben meine früheren Arbeiten; meine beiden letzten Romane machten Sie bestürzt; geschah das nicht deshalb, weil damals, als diese Romane erschienen, ein "neuer Zeitgeist", d.h. der von den literarischen Diktatoren verordnete Geschmack, herrschte, der auch Sie beeinflusste? Mein "Grünk" den Paul Fechter lebhaft bejahte, bedarf erheblicher Kürzungen, sollte er neu aufgelegt werden, der andere - eine Liebesballade, in der sich drei Epochen spiegeln - braucht keine Straffung; nichts schrieb ich strenger und knapper. Doch Schluß damit! Gegen Kritiken soll sich ein Autor möglichst nicht verteidigen.

Wenn ich die gegenwärtige literarische Situation in Westdeutschland betrachte, so ist mein Verhältnis zu ihr kein Komplex freiwilligen Ausscherens, eingebildeten Übersehenwerdens und der Verbitterung. Ich will nicht ausscheren! Das Übersehenwerden ist eine Tatsache. Um nicht verbittert zu werden, rettete ich mich in eine mir noch gebotene Wirkungsmöglichkeit, in die praktische Politik meiner Landsleute und in die damit verknüpften zahlreichen literarischen Tagesarbeiten, wobei ich an mindestens einem Dutzend Büchern die Hand hatte. Daneben entstand mancherlei Eigenes, was unbekannt blieb, doch so weit ich einen Verleger dafür fand, - die einstige, mich heute wunderbar anmutende Verlagsheimat verlor ich ja - fehlte die Unterstützung der Presse. Zwar wurden die oft nicht kleinen Auflagen alle verkauft und bald werden alle Bücher vergriffen sein, aber Neuauflagen aber die Einstellung der Presse sind unmöglich.

Es ist auch nicht so, daß ich nach zwölfjährigem Dienst für meine Landsleute jetzt bange, ob ich die besten Energien nicht an eine Organisation vergeben und mich um die eigene Aussagekraft gebracht habe. Manche Zeitungen halten die Ostdeutschen Landsmannschaften für rabiaten Verbände zur Mästung von Berufsflüchtlings. Meine Landsmann-

schaft hat nicht einmal ein halbes Dutzend bezahlte Angestellte, zu denen natürlich ihre Führer nicht gehören, die ehrenamtlich arbeiten. Siedlungen bauen, Menschen helfen, das ließ sich da ohne Bürokratie und unbezahlt leisten, und dabei gewann ich innerlich mehr als ich zu geben hatte.

Damit ist meine epische Bühne breiter, durch die Vorgänge im Osten unheimlicher und weltumfassend geworden. Niemand schilderte noch die ostdeutsche Vertreibung, Niemand das Los der Deutschen, die heute noch im Osten vegetieren. Ich habe mehr zu schreiben als je zuvor. Und solche umfangreiche epische Werke zu verfassen, muß man *festlich* einigermaßen in Ruhe leben können, *wirtschaftlich gesichert. daran fehlt's.*

Alles ist also einfacher als Ihre Deutungen, denen - ich wiederhole es - eine gewisse Wahrheit anhaftet. Tausendmal sagte ich mir selbst, was Sie mir sagen. Ein wenig vom Politiker und Soldaten habe ich ja in mir. Aber ich bin 66 Jahre alt. Die veröffentlichte Anerkennung gilt mir nicht so viel wie früher, womit ich nicht behaupte, daß ich mich ihr entzöge, gewährte sie sich mir wieder, doch in der wesentlichen Schicht meiner Existenz ist sie mir gleichgültig; eigentlich arbeite ich schon für den Nachlaß, eben weil ich außerstande bin, die Verhältnisse zu ändern; und ich wünsche mir bloß, stets genug zum Leben zu haben, um mein Werk vollenden zu können, und außerdem ersehne ich die Freiheit.

Sie fragen, ob die Sprache sich änderte. Sie ändert sich ständig und bei allen neuen Dichtern, und bleibt außer bei den Hanswürsten, die sie zerdröseln und damit Preise scheffeln, unveränderbar stark und breit, jeden zu bestätigen, der ihr berufen dient. Der Mob gähnt, hört er Goethes Wort; das bekümmerte noch keinen ernsthaften Mann. Warum soll man Carossa nicht lesen, bloß weil Graß anders schreibt? Die Franzosen kennen diese stupide Einseitigkeit nicht; sie lieben jeden, der etwas Tüchtiges leistete, und die Gebildeten fragen nicht nach der Zeit, in der es geschah.

Fast alle unsere Kritiker sind parteiisch und engherzig und suchen aus ihren Stellungnahmen zu einem Buch so etwas wie ein kleines eigenes Buch zu machen, anstatt dem ihnen vorliegenden Werk unvoreingenommen und uneitel zu begegnen. Sie sind von Alfred Kerr verdorben. Diesen selbstgefälligen Götzen der Blaustrümpfe betrachtete ich schon als Student mit Erheiterung. Mit ihm beginnt die feuilletonistische Akrobatik der Kritik als Selbstzweck. Das Vertrackte für Autoren ist, daß sie die Kritiker benötigen.

Ich bin nicht am Verzweifeln, wie Sie wännen, wenn auch voll Groll und Empörung. Ich lache aber wie einst und kann auch bis zum Morgen erzählen. Ununterbrochen starrt mich freilich das Schicksal meiner Heimat an und so vieler Verwandter und Freunde, ~~an~~ *an* das Schicksal unseres Volkes und seine ungelösten Aufgaben.

Was ich gleich zu Beginn dieses Briefes hätte aussprechen sollen, verschob sich wider meine Absicht an den Schluß: ich bitte Sie zu entschuldigen, daß ich jenes Erlebnis bei meiner Berliner Lesung im Jahre 1933 mit Ihnen verbunden hatte. Weiß Gott, wie das geschehen konnte. Nun rätsle ich vergebens, wen ich mit Ihnen verwechselte. Daß ich hierüber mit Ihnen nie sprach, bedauere ich jetzt, doch solange ich überzeugt war, Sie hätten die freundlich gemeinten Handzettel verteilen lassen, wäre ein solches Gespräch für Sie unangenehm gewesen, und die Sache selbst war für mich ja gut ausgefallen; sie gewann in mir eine für jene Zeit und fürs Verhältnis zwischen Binnen- und Auslandsdeutschen gleichnishafte, von Ihrer Person abgehobene gauerhafte Anschaulichkeit; der Vorfall liegt sozusagen verbucht in mir, um in einer Erzählung aufzuerstehen. Das belastete mein Gefühl für Sie niemals, und ich erwähnte die Episode neulich nur deshalb, weil Ihr Aufsatz über die NS-Anthologien mich zum Widerspruch nötigte und ich glaubte, Sie daran erinnern zu müssen, daß Sie dem einsti-

gen Zeitgeist auch zugewendet waren.

Sie schreiben, der Aufsatz sei durch Streichungen verfälscht erschienen; auch das gehört zur Gegenwart; jede Schriftleitung nimmt sich heraus, Autoren zu stützen. Einst änderten die Frankfurter, die Kölnische und die Deutsche Allgemeine Zeitung keine Silbe ohne Zustimmung des Verfassers. Heute ist das anders. Zum Teil berechtigt. Ich selbst gebe eine Zeitschrift heraus; sie ist übrigens das einzige kulturpolitische Organ, das die sehr vielen wissenschaftlichen und geistigen Periodika der vertriebenen Südostdeutschen ersetzt (und dadurch nicht nur zum Vorteil beeinflusst bleibt); die meisten für diese "Südostdeutschen Vierteljahresblätter", München, einlaufenden Manuskripte muß ich stilistisch jäten, denn das Deutsch der Professoren ist noch lederner, das der Publizisten naßforscher und das der schöngeistig Beflissenen ruppiger geworden als früher. Doch Sinn und Zug eines Aufsatzes verändere ich natürlich nie.

Ich lasse Ihnen außer einer Münchner ~~xx~~ Studentenzeitschrift, die sich ausführlich mit mir beschäftigt und damit die Unbefangenheit der jungen Generation beweist, einige Hefte meiner Vierteljahresblätter zuschicken, weil ich annehme, ~~etliche~~ Beiträge könnten Sie interessieren, z.B. die über Meschendorfer und Wittstock und über die Deutschen und deren Literatur im heutigen Rumänien. Erstaunlich und für Westdeutsche Literaturpápste ärgerlich ist es, daß die dortigen Kommunisten keinem deutschen Schriftsteller wegen seiner vor 1945 bekundeten politischen Gesinnung etwas antaten und jedem sogar die übliche Altersrente zubilligen.

Es würde mich sehr freuen, wenn ich Sie einmal wiedersehen könnte. Führt Sie der Weg nach München, so rufen Sie mich bitte an. Am schönsten wäre es, wenn Sie dann ~~etliche~~ ^{für} Stunde zu mir nach Starnberg kommen wollten.

Ich schicke Ihnen sehr herzliche Grüße und danke dafür, daß Sie mir so viel Zeit gewidmet haben, meine Lage bedenkend.

Von Herzen wünsche ich ferner für Sie und Ihre Arbeit Gelingen und Erfolg und vom Guten alles, was Ihnen wichtig scheint.

Ihr

NB. Diesen Brief schicke ich eingeschrieben ab, weil ich nicht weiß, ob Sie noch in Italien sind, ich Ihre deutsche Anschrift nicht kenne und nicht möchte, daß er verloren geht.

i k g s



PAESTUM

Tempio di Nettuno - Interno

Temple de Neptune - Interieur

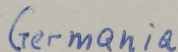
Neptune's Temple - Interior

Neptun Tempel - Inneres

Temple de Neptune - Interieur

Neptune's Temple - Interior

Neptun Tempel - Inneres



Heeren

H. Heinrich Zillich

Riemann'sy needs 5, 7

813 Starnberg a. See.

Обсуждение

Lieber Herr Doktor Zillich,

den eingehenden, auf Ihre wie meine universalen Geistessorgen eingehenden Brief kann ich Ihnen heute leider auch noch nicht schreiben. Ich habe zwar sehr oft an Sie gedacht und mir einen Gedankenaustausch gewünscht. Doch ging es mir in den ganzen letzten Monaten gesundheitlich so wenig gut, dass ich nicht mehr den Mut zu intensiveren Privatbriefen aufbrachte, nur noch so eben die Kraft zu dem traurigen Geschäft des Bücherbesprechens, womit man kaum den Körper, nie den Geist ernährt.

Ganz besonders gedachte ich Ihrer aber, als Sie mir das Heft der "Südostdeutschen Semesterblätter" zugehen liessen, das die zwei Briefe Weinhebers an Sie brachte. Das sind erstaunliche Briefe, die die jungen Studenten, die diese Zeitschrift zu lesen bekommen, verblüffen werden durch die experimentelle Wortbesessenheit, mit der der verfemte Weinheber den Neutönern in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts schon voraus war. Zweierlei fasziniert an diesen Bekenntnissen unsres Freundes Weinheber (auch mir war er Freund und ich besass einmal aus der Vornazizeit auch einige viel Seiten lange Briefe von ihm, deren Verlust in Berlin mir sehr schmerzlich ist): welche künstlerischen Disziplinen sich W. für sein Schaffen auferlegte, weil ihm die Sprache bis in den Einzellaut hinein heilig war, und zum andern wie sonderbar gleichläufig dieses Zurückgehen auf die Wortwurzeln als Sinnwurzeln nicht nur bei den verschiedensten Dichtern jener Epoche, bei Ezra Pound ebenso wie bei Arno Holz, bei August Stramm ebenso wie bei George erkennbar ist, sondern eben auch in der Philosophie Heideggers, in der Architektur des Bauhauses (nicht der Bauhütte Kolbenheyers) und sogar im Denken der Anthroposophen, für die Steiners Eurythmie eine Synthese von Atemrhythmus, Vokalsinn und kosmischer Bewegung als ästhetisches Zeichen suchte. Wieviel brach an Erneuerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts schon auf und wurde vertan, bloss weil diese Erneuerer, wenn man sie nicht posthum in einem Wiedergutmachungsverfahren entschädigt, Zeitgenossen der politischen Bewegung waren, unter deren Schuldspruch man sie heute mitkreuzigt.

Beinahe hätte ich das kleingeschriebene 'sie' jetzt eben gross geschrieben. Doch dann wäre jener intensive Brief des Fragens nach der epochalen Unschuld der Individuen in einem säkularem Massenprozess doch noch angefangen worden. Und dazu fehlt mir die Kraft zur Stunde.

Nur eine kleine Frage: kennen Sie den Siebenbürgen-Roman von Paul Schuster "5 Liter Zuika"? Ich war beim Lesen erst empört, weil ich dauernd, als wärs ein Palimpsest, unter Schusters Leisten Zillichs "Zwischen Grenzen und Zeiten" mitlas, erschrocken, ^{was} aus Literatur, die sich noch kunstbewusst eines politischen Stoffes annahm, bei Schuster Volksbuch geworden ist. Die Stilfrage ist aber das geringere. Die Enge, freilich auch die Stallwärme an Schusters Buch offenbaren, trotz der antinazistischen Tendenz, dass jener dubiose Begriff des landsmannschaftlichen Dünkels anno 68 gänzlich unangefochten in Buchform vorgetragen werden darf, während die Grossperspektive, aus der heraus Sie Ihr Siebenbürgen in eine Weltpolitische Sicht nahmen, als abgetane Sache betrachtet wird. Sicherlich bekommen Sie das Schustersche Buch auch in die Hand. Und wenn die Hand dann einmal eine ganz kurze Stellungnahme dazu an mich schreiben würde, wäre ich Ihnen, lieber Heinrich Zillich, dankbar, es wäre ein pars pro toto-Wort in dem schriftlich ja doch nie aufzunehmenden Dialog, der vielleicht aber einmal, wenn es mit mir noch einmal wieder aufwärts gehen sollte, in Bayern mündlich geführt wird.

Nehmen Sie diesen Interimsbrief daher nur als Wort des Dankes für die Weinheber-Einsichten, des Grusses an Sie und der Randbitte, den Fall Schuster zu explizieren.

In freundschaftlicher Verbundenheit
stets Ihr

ikgs

Heinrich Zillich